

## 1.1 Ernst Lange: Pfarrer sein zwischen Bibelwort und gegenwärtiger Erfahrung

### Kommunikation

Mit einer bemerkenswerten gedanklichen Beharrlichkeit, vor allem aber mit einer ergreifenden persönlichen Hingabe, mit dem vorbehaltlosen Einsatz seines von Anfang an aufgerissenen Lebens hat Ernst Lange um ein neues Verständnis des Pfarrberufes gerungen. Während fast einer Generation hat er die kirchlichen und praktisch-theologischen Diskussionen in neue Bahnen gelenkt und mit einer „einzigartig differenzierte(n) Deutung des pastoralen Berufsfeldes“<sup>80</sup> viele direkte und indirekte Schüler gewonnen, die das praktisch-theologische Denken in den letzten dreissig Jahren entscheidend mitbestimmt haben<sup>81</sup>. „Unpathetisch, nüchtern, ehrlich und fröhlich“ wird „von den Unmöglichkeiten und Möglichkeiten dieses Berufes gesprochen.“<sup>82</sup> Was dem Pfarramt vorgegeben ist, was in ihm möglich wird und welchen Anfechtungen dieser Beruf heute ausgesetzt ist, vermag Lange mit unpräzise geradlinigen Worten so zu schildern, dass es für den Theoretiker zu einer einsichtigen Problemstellung, für den Praktiker aber zu noch mehr, nämlich zum unmittelbar tröstenden Zuspruch wird. Ernst Lange war ein halbjudischer Deutscher und hat einmal bitter von sich selber gesagt, vor dem 2. Weltkrieg sei alles an ihm falsch gewesen, weil er Jude, und nach dem Krieg sei er im Unrecht gewesen, weil er Deutscher war. Er war in diesem tieferen Sinn von aussen zur Kirche gestossen und hatte ihr Leben als das einer eingeweihten Clique erlebt.<sup>83</sup> Gerade das aber machte ihn zu einem leidenschaftlichen, selbstkritischen Prediger, der nicht Menschen in einem kirchlichen Binnenraum sammeln, sondern der Zeitgenossen mit dem Evangelium dienen wollte<sup>84</sup>. In seinen Problemanzeigen spürt man den Menschen, der anderen Menschen nahe ist, den Prediger, der um

---

<sup>80</sup> J. Hermelink, TRE 20,437,55f.

<sup>81</sup> A. Grözinger, Die Kirche, S. 137. Jürg Kleemann beschreibt im Rückblick, wie die Predigtlehre Langes viele Pfarrer unmittelbar begeisterte und in eine neue Predigtpraxis hineinführte: „ein Kultbuch!“, dessen „Leitbegriffe umwälzend (. . .) von Kanzel- und Textsamkeiten“ wegführte „auf den Hörer hin“ (als „Diskussionsvotum“ angeführt bei Gräb, PTh 86, S. 515f.).

<sup>82</sup> G. Voigt, ThLZ 101, Sp. 150

<sup>83</sup> Heitink, S. 187f.

<sup>84</sup> Hermelink, TRE 20,436,14ff.

die Hörer in seiner Gemeinde weiss, sie lieb hat und um sie ringt. Der Mensch interessiert ihn, und deshalb nicht *der* Mensch in einer abstrakten Allgemeinheit, sondern *die* Menschen in ihrer realen Vielfalt<sup>85</sup>, „und zwar gerade da, wo sie sehr menschlich sind, nämlich in ihrem Leiden und in ihrer Hoffnung, in ihrer Enttäuschung, in ihrer Angst und doch auch – jeder, der Beerdigungsgottesdienste hält, weiss das – in ihrer Grösse und ihrer Würde.“<sup>86</sup>

Mit einer solchen real gefüllten Liebe wendet sich Lange auch den Pfarrern zu und versucht für sie zu klären, was für Möglichkeiten mit ihrem Beruf verbunden sind, welche Leistungen man mit guten Gründen von ihnen erwarten darf, und wo sich illusionäre Forderungen in das Zwielflicht einer Doppelmoral hüllen.<sup>87</sup> Lange ist es um eine Reform der Kirche zu tun. Aber er weiss: eine neue Kirche entsteht nicht am Schreibtisch und auch nicht in den vielen Gesprächsrunden in kirchlichen Konferenzzentren. Die Analysen und „Visionen“, „Konzepte“ und „Impulse“, die auf geduldigem Fotokopierpapier festgehalten werden, erhalten ein Recht und eine gestaltende Kraft nur in dem Mass, wie sie von den Pfarrern in der alltäglichen Arbeit als hilfreich erkannt und aufgenommen werden. Auch gerade im Hinblick auf die grossen Fragen einer „Kirche von Morgen“ gibt Lange die Ehre und Last der ersten und letzten Verantwortung ganz den Pfarrern. „Wenn man nicht völlig den Reissbrettentwürfen“ verfallen will, formuliert er mit lustvoller Anschaulichkeit<sup>88</sup>, muss das Denken über die Kirche zum Nachdenken über die Pfarrer und ihre Arbeitssituation werden. Wer die Kirche reformieren möchte, muss dorthin schauen, wo die Pfarrer bei allen Schwierigkeiten „höchst redlich bei ihrem Beruf und bei ihrer Sache *bleiben* und an Erneuerung und Fortentwicklung des Berufs immer schon arbeiten“<sup>89</sup>. Diese Konzentration des Nachdenkens auf die Pfarrer<sup>90</sup> ist mit beeinflusst von den Erkenntnissen der ersten grossen Mitgliederbefragung der Evangelischen Kirche Deutschlands, an deren Auswertung Lange persönlich beteiligt war. In ihr hatte sich gezeigt, dass – im Gegensatz zu den neuzeitlichen theologischen Denkmodellen – in der sozialen Wahrnehmung nach wie vor „die Pfarrer“ „die Kirche“ sind.<sup>91</sup>

Mit seinem Bemühen um das Pfarramt steht Lange also für die Abkehr von

---

<sup>85</sup> Predigen als Beruf, S. 40

<sup>86</sup> A.a.O., S. 164

<sup>87</sup> Lange nennt vor allem die Unredlichkeit, dass die Pfarrer gegen aussen und innen den Schein einer ausgiebigen exegetischen Vorarbeit für ihre Predigten aufrecht erhalten, obgleich im pfarramtlichen Alltag kaum einer von ihnen die Zeit und Kraft findet, die nach den akademischen Vorgaben dafür nötig wären (a.a.O., S. 40f.).

<sup>88</sup> A.a.O., S. 48

<sup>89</sup> A.a.O., S. 163

<sup>90</sup> Hermelink, TRE 20, 438, 45ff.

<sup>91</sup> Hild, S. 278

einem „wesenszentrierten“<sup>92</sup> zu einem empirisch geformten Nachdenken über die Gestalt der Kirche. Dieser Weg spiegelt sich in zwei unterschiedlichen Denkmolelln, mit denen er die Aufgabe des Pfarrers zu umschreiben versucht.

Für beide diese Modelle ist Voraussetzung, was zum Grundbegriff im Denken Lange geworden ist und als solcher Schule gemacht hat. Es ist ein klangvolles Wort, mit dem Lange das praktisch-theologische Denken einer ganzen Generation prägt – oder wohl besser gesagt: mit dem er dieses Denken aufbaut und beweglich macht, ohne dass es allzu rasch seine Konturen verliert. „Der Dienst am Wort“, schreibt Lange, „zielt auf zwischenmenschliche Kommunikation“<sup>93</sup>, und zwar präzise auf eine Kommunikation, in der das Wort Gottes „sich Glauben verschafft“<sup>94</sup>. In der Kirche und also in der Arbeit der Pfarrer geht es zuerst und zuletzt um die „Kommunikation des Evangeliums“<sup>95</sup>.

Kommunikation: dieser Begriff evoziert ein grundsätzlich offenes, mehrdimensionales und nicht linear zu verfolgendes Geschehen. Zwar können zu einem Kommunikationsgeschehen deutlich hierarchisch strukturierte Elemente wie die Kanzelrede notwendig dazugehören. Aber dieses Hierarchische ist immer schon umgeben von anderen Formen, in denen Meinungen, Fragen und Absichten einander stärken, begrenzen, verändern, zersetzen . . . Lange meint, dass eben dies gemeint sei, wenn das Augsburger Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirchen in seiner klassischen Formulierung die Wortverkündigung als die Quelle des Glaubens definiert. Die Kirche ist *creatura verbi*, sie entsteht und lebt aus dem Wort, das gepredigt und gelehrt wird. Aber die Verkündigung ist nicht auf das Predigtwort des Pfarrers beschränkt, sondern geht in vielfältigen Formen von einem Menschen zum andern, und dies nicht in einer Einbahnstrasse. In der *communio sanctorum* kommen die Worte, angereichert mit neuen Erfahrungen, zurück und stärken so wiederum den Glauben derer, die sie schon ausgesprochen haben (vgl. Röm 1,12). Die Rede von der „Kommunikation des Evangeliums“ bringt mit begrifflicher Schärfe diese Unschärfe ins Spiel. Sie erinnert nachhaltig daran, dass der Dienst am Wort kein pfarrherrliches Privileg ist, sondern dass der Glaube von einer unüberblickbaren Fülle von Wortwechseln lebt, ja, dass zu diesem Dienst am Wort durchaus auch optische Zeichen, rituelle Handlungen und musikalische Mittel gehören: Kommunikation geschieht mit allen Sinnen und auf allen Ebenen des Austauschs. Den Pfarrern kann in diesem Geschehen eine wichtige Aufgabe zukommen, aber ob diese Aufgabe es verdient, „zentral“ oder gar „grundlegend“ genannt zu werden, bleibt offen.

---

<sup>92</sup> E. Hübner, S. 126

<sup>93</sup> Predigen als Beruf, S. 111

<sup>94</sup> A.a.O., S. 134

<sup>95</sup> A.a.O., S. 11, vgl. A. Grözinger, Die Kirche, S. 137f.

Im Rückgriff auf die traditionellen kirchlichen Denkmuster kann Lange klärend festhalten, dass bei der Kommunikation des Evangeliums (wie bei jeder anderen) ein hierarchisches Moment vorausgesetzt ist. Die Kirche Jesu Christi kennt tatsächlich, wenn man es so sagen will, eine „heilsnotwendige“ Hierarchie. „Es gibt hier in der Tat, recht verstanden, ein unaufgebbares Vorher und Nachher, Oben und Unten“<sup>96</sup>. Das heisst nicht, dass einzelne Menschen bleibend anderen vor- oder übergeordnet sind. Es benennt nur eine grundlegende Struktur, in der das Geschehen der Wortverkündigung sich mit wechselnden Akteuren vollzieht. Die Pfarrer versehen darin einen bestimmten Dienst. Ihre besondere Stellung ist nicht „ontologisch“, sondern sie ist „funktional“ begründet. Sie „sind“ nichts Höheres, haben aber womöglich eine weiter reichende Aufgabe als andere. Grundsätzlich aber kann, von Situation zu Situation, ein jeder Mensch für jeden anderen zum „Vorgesetzten“, zum Verkünder des Evangeliums werden. Zwar ergeht die Predigt des Evangeliums immer von oben nach unten und bindet alle Menschen ein in den Gehorsam, den sie Christus schulden. Doch zwischenmenschlich vollzieht sie sich in einer Vielfalt von Formen, in denen auch das „Demokratische“ sein Recht entfaltet.

Diese Feststellung ergänzt Lange mit zwei weiteren Präzisierungen, die das kirchliche Leben auf zentrale Anliegen der Moderne hin verflüssigen.

Zum einen unterscheidet er zwischen dem Wesen und der Ordnung der Kirche und definiert im Hinblick auf das Pfarramt, dass dieses nicht von Gott gegeben, sondern menschlich zu verantworten sei. Die Kirche hat die Freiheit, damit auch die Pflicht, ihr Leben und also auch ihre Ämter so zu ordnen, wie das für ihren Dienst am nützlichsten ist. Auch die „Hervorhebung“ des Pfarramtes liegt „in der Ordnung der Kirche, nicht in ihrem Wesen begründet“, schreibt Lange, „und für diese Strukturen ist die Kirche selber verantwortlich und muss sie „ständig (. . .) auf ihre Schrift- und Situationsgemässheit überprüfen“<sup>97</sup>. Das kirchliche Amt verdankt sich nicht einer Gabe Gottes, sondern es steht für das menschliche Bemühen, dem einen zu dienen, das göttlich gesetzt ist: der Verkündigung als solcher. In diesem Sinn weist Lange auch den entgegengesetzten dogmatischen Vorwurf zurück, dass nämlich die Hervorhebung des Pfarramtes eine „häretische Struktur“ sei.<sup>98</sup> Es „lässt sich schwerlich behaupten“, meint er, dass ein solches spezielles Amt „nicht im Einklang mit der apostolischen Überlieferung sei“. Aber die Frage ist offen, ob diese Ordnung in der Gegenwart „situationsgemäss sei“<sup>99</sup>. Lange

<sup>96</sup> A.a.O.

<sup>97</sup> A.a.O., S. 119

<sup>98</sup> Vgl. u. Anm.255

<sup>99</sup> A.a.O. Ein liberaler Denker wie Friedrich A. Hayek erinnert daran, dass in solchen Infragestellungen des Gegebenen die Hybris und mit ihr die Desperatio lauern: „Zu glauben, dass nichts, das nicht bewusst geplant worden ist, nützlich oder sogar wesentlich zur Erreichung menschlicher Zwecke sein kann, führt leicht zu dem weiteren Glauben, dass, da alle ‚Institutionen‘ vom

selber macht deutlich, dass es für ihn eine schon fast nicht mehr abzuweisende Erkenntnis beinhaltet, wenn er seine Hörer fragt, ob nicht das „parochiale Amt“ „von Grund auf disfunktional“ geworden sei<sup>100</sup>, ob also das Pfarramt nicht länger hilfreich, sondern störend sei für die Kommunikation des Evangeliums. Das bleibt bei Lange am Ende eine Frage – eine Frage, die er derart bedrängend und sachkundig stellt, dass jede Antwort unmöglich scheint. Und doch muss nach seinen Begriffen „die Kirche“ sich eben diese Frage stellen, und das heisst im Gedankengang Langes, dass die Pfarrer selber nach dem Recht ihrer Existenz und der sozialen Stellung ihres Dienstes fragen – und diese Frage in ihrer Praxis tagtäglich so oder so beantworten müssen.

In diese Not ihres Amtes gibt Lange den Pfarrern eine weitere Unterscheidung mit, die ebenso zweischneidig ist. Lange unterscheidet zwischen dem Auftrag zur Verkündigung, dem die Verheissung Gottes gilt, und dem Vollzug dieses Auftrags, der menschlich zu verantworten sei. Lange will, dass „das Auftragsfeld des in der Verkündigungsaufgabe der Kirche eröffneten menschlichen Dienstes erkennbar und erfüllbar“ wird<sup>101</sup>. Der Verkündigungsauftrag soll nicht überfordern, aber es darf auch nicht sein, dass das Vertrauen auf die Verheissung Gottes zudeckt, was die menschlich zu verantwortende Aufgabe ist. Es darf nicht sein, dass sich die Verantwortlichen auf die Unverfügbarkeit des Wortes Gottes berufen und sich damit vor allen kritischen Anfragen abschotten und unerschütterlich, „als sei nichts geschehen“, in gewohnten Bahnen weiterpredigen, ohne sich darum zu kümmern, ob die Botschaft vernommen wird von ihren Zeitgenossen. Umgekehrt darf ein Prediger sich nicht selber titanisch verantwortlich machen für den Erfolg und Misserfolg seiner Predigt. Deshalb will Lange den Prediger zugleich *belasten* und *entlasten*.

Er versucht das zu leisten mit der Rede von dem „Unverfügbaren“, die Karl Barth dem neueren theologischen Denken mitgegeben hat, und die als ihr Pendant nach dem Verfügbaren fragen lässt: „Kommunikation ist, auch abgesehen vom Dienst am Wort, immer Einverständnis durch Verständigung“, bemerkt Lange, und dies sei letztlich unverfügbar, weil „ein Akt persönlicher Entscheidung“. Von der Verantwortung für dieses Letzte kann sich der Prediger mit gutem Gewissen entlasten. Aber „prinzipiell“ sei „die Verständigung, die zum Einverständnis hinführt ( . . . ) verfügbar, ( . . . ) in die gemeinsame Verantwortung der Kommunizierenden gegeben“<sup>102</sup>. Das soll das Gewissen des Predigers belasten und sein selbstkritisches Bemühen herausfordern. Wo aber die Grenze zwischen dem „letztlich

---

Menschen gemacht worden sind, wir völlig freie Hand haben müssen, sie in jeder gewünschten Weise umzugestalten“ (Missbrauch und Verfall der Vernunft, S. 86).

<sup>100</sup> A.a.O., S. 18

<sup>101</sup> A.a.O., S. 110f.

<sup>102</sup> A.a.O., S. 111

Unverfügbaren“ und dem „prinzipiell Verfügbaren“ geht, versucht Lange nicht näher zu beschreiben. Das bleibt eine Bruchstelle in seinem Denken. An dieser Bruchstelle bricht die dunkle Gefahr der Selbstüberforderung machtvoll ein. Bei Lange zeigt sich das, wenn z. B. sein Gebet zur Amtseinsetzung eines Pfarrers die Bitte um sprachliche Fähigkeiten formuliert, die derart gross sein sollen, wie sie nur selten einem Dichter geschenkt werden<sup>103</sup>, oder wenn er die Forderungen nach einem Gottesdienst erhebt, der die Freiheit der Kinder Gottes schon hier und jetzt zu einer schönen Erfahrung werden lässt<sup>104</sup>. G. Voigt hat früh auf die Gefahr der systematischen Überforderung hingewiesen, die sich bei Ernst Lange ergibt, wenn das Göttliche auf eine unterbestimmte Weise in das Menschliche greift.<sup>105</sup>

### Mithelfer der Mitarbeiter (das funktionale Verständnis)

Die „Präsenz der Kirche in der Umwelt“, hält Lange fest, sei kaum mehr institutionell, „sondern nur noch personell“ zu gewährleisten: es „zählen die Personen. Die Anwesenheit der Kirche in der Welt von heute (...) steht tatsächlich mehr und mehr auf den Händen und Füßen, den Herzen und Hirnen ihrer zerstreuten Glieder. Nur im vernünftigen Gottesdienst dieser Glieder hat die Botschaft Christi Hand und Fuss in der Welt“<sup>106</sup>, schreibt Lange mit Anspielung auf Römer 12,1. Man kann fragen, ob die geschichtliche Entwicklung, die mit dem „heute“ und „mehr und mehr“ suggeriert wird, sachgerecht beschrieben ist. War es nicht immer schon so, dass es für die Entfaltung und den Bestand des Glaubens weit wichtiger war, was Mütter und Väter ihren Kindern und Nachbarn einander mitgeben, als was die kirchliche Institution und ihre Amtsträger vergegenwärtigt haben? Zweifellos aber ist es auch heute so, dass Menschen nicht darum das Evangelium hören, weil „die Kirche“ ihnen das so vorgibt, sondern weil sie Menschen begegnet sind, die ihnen diese Möglichkeit nahe gebracht haben.

Es kommt deshalb einer Selbstverständlichkeit gleich, wenn Lange davon ausgeht, dass es nicht die Pfarrer sind, sondern die einzelnen Glieder der Kirche, die zuerst einmal die Aufgabe haben, das Evangelium zu bezeugen. Sie sind das Salz der Erde.<sup>107</sup> Wenn sie aber von der Gnade Gottes reden, versteht sich dieses ihr Wort nicht von selber. Das Wort von der Liebe Gottes ist keine Selbstverständlichkeit.

<sup>103</sup> zitiert bei K. Kampffmeyer, S. 20

<sup>104</sup> A.a.O., S. 95

<sup>105</sup> Gerade wenn wir Langes Forderungen ernst nehmen, meinte er, werden wir den Halt in der Vertikalen nötig haben (ThLZ 101, Sp. 150).

<sup>106</sup> A.a.O., S. 132f.

<sup>107</sup> Lange verwendet eine umständliche Terminologie, die sich nirgendwo durchgesetzt hat. Er unterscheidet die „Diasporaphase“ der Kirche von der „Phase der ecclesia“ und meint damit, dass die Kirche sich sammeln muss, damit sie dann wieder „hinaus“ in die Welt wirken kann (a.a.O. S. 132ff).

keit. Es geht vielmehr darum, formuliert Lange abstrakt, auszusprechen, dass die gegen Gott sprechende Welt doch „die Welt Jesu Christi ist“. Die Botschaft des Glaubens widerspricht der Erfahrung und führt in die Anfechtung. Der Glaube ist „zurückgeworfen“ „auf das Wort Gottes, auf die Verheissung“, und das heisst, wie Lange etwas zu rasch folgert, dass diejenigen, die glauben wollen, angewiesen sind auf die gottesdienstliche Versammlung. Glauben heisst in den Erfahrungen der Zeit immer „konkret: zurückgewiesen sein in die versammelte Gemeinde, in deren Kommunikation das Wort sich Glauben verschafft“<sup>108</sup>.

In diesem Zusammenhang kommt dem Pfarrer sein spezieller Dienst zu. Die Glaubenden sind in eine „unübersehbare Fülle der Situationen“<sup>109</sup> hineingestellt. Das fordert die Predigt heraus: der Pfarrer muss mithelfen, damit das Wort des Glaubens die Situation erhellen und den Grund des Glaubens aus dem falschen Schein der Wirklichkeit herauslösen kann.

Eine solche Predigt wird nur möglich durch ein Miteinander der sogenannten Laien und des Pfarrers. Jene stehen im Alltag und machen ihre unterschiedlichen Erfahrungen. Der Pfarrer muss von ihnen informiert werden, wie sich ihre Situation ausnimmt. Nur so kann er sie zurüsten für ihren Dienst. Sehr schön schreibt Lange, dass der Pfarrer sich von der theologischen Wissenschaft nicht derart in Anspruch nehmen lassen darf, dass er als Prediger nicht mehr in die Waagschale wirft, was er hat: „Kenntnis seiner Gemeinde, Zeitgefühl, Liebe zu ihr und die Phantasie, die eine Funktion der Liebe ist“<sup>110</sup>.

Lange macht sich nicht klar, dass seine Vorstellung nicht neu ist, sondern einer alten pastoralen Weisheit entspricht. Die Predigt eines Pfarrers unterscheidet sich von der Vorlesung eines Theologen und vom Pathos eines Dichters dadurch, dass in ihr die Erfahrungen vieler Gemeindeglieder zu Wort kommen. Diesem Zweck, schreibt Hans Martin Stückelberger, dienen die Hausbesuche.<sup>111</sup> Durch sie bekommt der Pfarrer zu hören, was die Menschen seiner Gemeinde bewegt und kann dadurch das Predigtwort zu einer lebensnahen, die Herzen ergreifenden Anrede gestalten, in der weit mehr als seine eigenen Ansichten mitschwingen. Die Predigt wird erst dann richtig stark, wenn sie aus der Nähe zu den Menschen die Situation zu treffen vermag, schreibt Wilhelm Löhe. Löhe ist sich aber, anders als Lange, vollständig im Klaren darüber, dass dies mit keiner institutionellen Massnahme zu erreichen ist, sondern sich nur durch eine geduldige Hingabe an das Land und seine Leute ergeben kann.<sup>112</sup>

---

<sup>108</sup> A.a.O., S. 134

<sup>109</sup> A.a.O., S. 134. Das entspricht strukturell der Vielfalt der Situationen, von der Mt 18,15-18 die Rede ist, vgl. u. Teil 2, Der pfarramtliche Dienst an Matthäus 18.

<sup>110</sup> A.a.O.

<sup>111</sup> Das Amt und die Gemeinde, S. 209

<sup>112</sup> Der evangelische Geistliche, GW III/2, Nr. 46f.; S. 56f.

Ernst Lange spannt aus dieser alten pastoralen Weisheit ein neuzeitliches kirchliches Programm. „Der Pfarrer wird nun zum Helfer und Mithelfer der Mitarbeiter“, schreibt er, wobei er gleichzeitig zu spüren scheint, dass diesem Programm, obgleich es das ja gerade nicht will, etwas von einem „Reissbrettentwurf“ anhaftet: Lange formuliert unversehens im Konjunktiv. „Die Schwerpunktarbeit des Pfarrers würde darin bestehen, Mitarbeiter zu sammeln, zu informieren und den Seelsorgern ein Seelsorger zu sein. Der Pfarrer hat für die Dazusein, die für andere da sind.“<sup>113</sup> Der Pfarrer wird also, könnte man sagen, zum Motivator, Animator und Informator der Gemeindeglieder. Er weiss, was in der Bibel steht. Aber die Gemeindeglieder wissen, wie es „im Leben“ zu und her geht. Auf dieses Wissen ist der Pfarrer angewiesen, wenn er Worte weitergeben will, die ins Leben greifen und dieses erhellen.

Lange geht dabei einen Schritt weiter als die alte Pastoralweisheit. Er fordert nicht nur, dass der Pfarrer mit einem offenen Herzen das Leben der Gemeinde teilt und ihre Not und ihren Stolz von Fall zu Fall kennen lernt. Er versucht, dieses Kennenlernen zu institutionalisieren. In der Struktur unternimmt er etwas Ähnliches, wie es die mittelalterliche Kirche mit der Beichtpraxis aufzurichten versuchte: eine organisatorische Massnahme im kirchlichen Leben soll die Gelegenheit bieten, dass es nicht nur zufällig, kasuell, zu Begegnungen des Pfarrers mit seinen Gemeindegliedern kommt. Ein institutioneller Rahmen soll sicherstellen, dass dies regelmässig geschieht. Lange schlägt vor, dass die Predigtarbeit des Pfarrers durch Gesprächs- und Vorbereitungsgruppen begleitet wird<sup>114</sup>. Dass dieser an sich einfache Vorschlag nur unter sehr speziellen Bedingungen in guter Weise realisiert werden konnte, dürfte begründet sein in dem Widerspruch, der schon dem guten Willen des mittelalterlichen Beichtinstituts Blei auf die Flügel legte: der Pfarrer soll hören – aber die institutionelle Form, in der das geschehen soll, versetzt ihn in die Stellung dessen, der es am Ende immer besser weiss.

### Bürge (das ständische Verständnis)

Dem in sich stimmigen, aber doch sehr abstrakt entworfenen Bild vom Pfarrer als dem neuzeitlich-demokratischen „Mithelfer der Mitarbeiter“ in der „Innenfunktion der Kirche“ stellt Lange ein anderes, stärker an der Erfahrung ausgerichtetes Bild vom Pfarrer zur Seite. Auch dieses Bild fügt sich stimmig zu der Art und Weise, wie Lange die zentrale Aufgabe des kirchlichen Lebens akzentuiert, die „Kommunikation des Evangeliums“. Aber es werden dabei andere Aspekte dieser Kommunikation ins Spiel gebracht: die Gewichte verschieben sich, weg von der theologischen Bewegung der Gedanken, wie sie im Gefolge der barth'schen

<sup>113</sup> A.a.O., S. 136, Lange zitiert ein Wort aus der Umfrage D. Goldschmidts.

<sup>114</sup> z.B. a.a.O., S. 45.138 u.ö.

Theologie das Amtsverständnis dominiert hatten, hin zu den elementaren Formen der Kommunikation, die lange vor allen theologischen Begriffsbildungen ihre Kraft entfalten durch die Macht sozialer Gewohnheiten, repräsentativer Handlungen und persönlicher Bindungen. An die Stelle eines theologisch funktionalen Verständnisses tritt eines, das sich aus Erkenntnissen speist, wie sie dem alten „ständischen“ Denken selbstverständlich waren. Lange selber macht sich diese Verschiebung nicht klar. Jedenfalls thematisiert er nirgendwo die Spannung zwischen den zwei unterschiedlichen Begriffsfeldern, in denen er den Beruf des Pfarrers verständlich zu machen versucht.<sup>115</sup>

Diese Spannung bricht schon in der Wortwahl und im Ton der Ausführungen Langes unübersehbar auf, wenn man nebeneinander stellt, wie Lange zunächst den Pfarrer theologisch angespannt beschreibt als denjenigen, der die angefochtenen Menschen in ihrer Zurückgewiesenheit auf die versammelte Gemeinde mit „sachkundigen Informationen (...) in einer detaillierten, genauen, wohl informierten Weise“ bedient, und wie er dann, den alltäglichen Erfahrungen der Pfarrer entlang, einen sehr anderen Begriff prägt, der die Reflexion über den Pfarrerberuf bis in unsere Gegenwart begleitet hat: der Pfarrer, sagt Lange, ist „Bürge“. In den Diskontinuitäten des Lebens verbürgt er „Tradition, Heimat, Kontinuität, Sinn und Wert, das was mein Dasein trägt und orientiert“<sup>116</sup>. Ja, mehr noch: er verbürgt die Tragfähigkeit von Glaube und Hoffnung auch dort, wo alle menschlichen Möglichkeiten an ihre letzte Grenze stossen: „Der Pfarrer ist besser am Sarg als der Redner, nicht nur, weil die Kirche im Umgang mit der Trauer um 2000 Jahre erfahrener ist als die künstliche Wiederbelebung des professionellen Klageweibes“, sondern „weil sie in der dramatischen Erfahrung der Diskontinuität Kontinuität vorführt, darstellt, verbürgt, und zwar personal verbürgt“<sup>117</sup>.

Der Pfarrer ist nicht nur ein theologischer Aufklärer. Er wird vor allem als Helfer und Tröster geschätzt. In seinem Beruf vereinigen sich die begleitende Hilfe und die Lehre, so dass eines dem anderen seine besondere Qualität verleiht. Diesen zweifachen Anspruch an den Pfarrerberuf summiert Lange unter den klingenden Begriff des „Bürgen“. Und dabei nennt er wieder vor allem zwei Dimensionen, in denen die Bürgschaft des Pfarrers wirksam wird: die Pfarrer verbürgen das Recht der Tradition, also das Recht der Vorstellungen und Gewohnheiten, die das persönliche und das soziale Leben tragen. Und die Pfarrer verbürgen das Recht des Glaubens und der Hoffnung auch dort, wo in vormoderner Zeit das Klageweib

---

<sup>115</sup> Vielmehr hält er pauschal fest: „Die Berufsrolle des Pfarrers ist eine in sich unstimme Rolle“ (a.a.O., S. 143).

<sup>116</sup> A.a.O., S. 152f.

<sup>117</sup> A.a.O., S. 157f.

seinen Dienst tat: der Pfarrer verbürgt Zukunft, wo Gefühl und Vernunft keine Zukunft mehr sehen.<sup>118</sup>

Lange schöpft nicht aus, was der Begriff vom Pfarrer als „Bürgen“ zu erhel-  
len vermag. Was er andeutet, lässt sich weiter ausführen: Ein Bürge muss über die  
nötigen Mittel verfügen, über eine Substanz, die seine Bürgschaft glaubwürdig  
macht. Der Pfarrer verbürgt gegenüber seinen Zeitgenossen das Recht der Tradi-  
tion, die mit den biblischen Worten und den kirchlichen Formen des Gottesdiens-  
tes, aber auch mit überlieferten Sitten und Lebensformen ihren Anspruch erhebt.  
Damit der Pfarrer eine solche Bürgschaft leisten kann, gehört in der modernen,  
rational verfassten Gesellschaft, dass er den Anspruch dieser Tradition intellek-  
tuell und leistungsbezogen verbürgen kann. Ersteres ist durch seine akademische  
Ausbildung institutionalisiert: durch sie verbürgt der Pfarrer „in personaler Reprä-  
sentanz“, dass das Angebot des Glaubens nicht widervernünftig ist, sondern sich  
im Kosmos des zeitgenössischen Wissens verantworten kann. Das Wort, das am  
Grab Trost spendet, die Praxis der Frömmigkeit, die in das Gebet und in die Lieder  
des Glaubens führt, das Jawort, mit dem ein Mann und eine Frau sich verbinden  
„bis dass der Tod euch scheidet“: all diese Formen einer Liebe, die sich empirisch  
nicht begründen lässt, hat nicht nur ein unreflektiertes Vertrauen für sich, sondern  
auch das intellektuelle Bemühen, mit dem ein Mensch es in einem universitären  
Rahmen geprüft und sich selber denkend angeeignet hat. Der Pfarrer verbürgt  
damit, dass Glaube und Hoffnung nicht in das Chaos subjektiver Beliebigkeiten  
und sektiererischer Fanatismen führen, sondern sich in den Ordnungen der Zeit  
entfalten können.

Die zweite Bürgschaft ist schwerer zu leisten: Soll der Pfarrer die Erwartung  
erfüllen, dass eine Wahrheit nützlich ist und zur Lebensbewältigung beiträgt, gerät  
er unter den Zwang, Wirkungen und Erfolge aufzuzeigen, die er oft genug nicht  
aufzeigen kann.<sup>119</sup>

Lange selber hat nicht entfaltet, was er mit dem Begriff vom Pfarrer als Bür-  
gen ins Spiel bringt. Zu rasch gleitet er in die Problemstellungen, die auch in  
den Untersuchungen Dahms zu rasch die Fragestellungen beherrschten: die Span-  
nung nämlich, in die der Pfarrer gerät, weil er gemäss seinem Auftrag predigen  
und lehren will, während die Kirchenmitglieder ihn als Helfer und Begleiter in  
Anspruch nehmen.<sup>120</sup> Lange findet für diese Problemstellung eine schöne Formu-

<sup>118</sup> Vgl. von Orelli, S. 24f.

<sup>119</sup> U. Anm. 132

<sup>120</sup> A.a.O., S. 147 „Die Mitgliedschaft beansprucht den Pfarrer heute, das ist unbestreitbar, mehr  
und mehr als Helfer und weniger als Lehrer“ (a.a.O., S. 157). Ebenso z. B. die Ergebnisse einer  
Untersuchung in Basel eine Generation später: „Zukünftige Aufgaben der Kirchen sollen vor  
allem diakonisch-soziale sowie kulturelle Leistungen sein. Liturgisch-katechetische Leistungen  
werden hingegen tendenziell weniger erwartet“ (so die Interpretation der Umfrage von 1998  
durch M. Bruhn, Annex, Beilage zur Reformierten Presse No. 1/99, S. 7). Erstaunlich scheint

lierung: „Die Schwierigkeit, Pfarrer zu sein, ist demnach die Schwierigkeit als Bürge für morgen an die Tür zu klopfen und als Bürge für gestern eingelassen zu werden“<sup>121</sup>. Der Pfarrer, meint Lange, hört aus der biblischen Botschaft den Ruf zur Befreiung und möchte mit seinem Wort den Menschen Zukunftshoffnung und den Mut zur sozialen Veränderung vermitteln. Aber man erwartet von ihm, dass er den Kindern im Unterricht mitgibt, was sich schon für die Mutter und Grossmutter bewährt hat, und man ruft ihn, nicht damit er festgefahrene Verhaltensmuster aufzubrechen hilft, sondern damit er in die angsthaften Verunsicherungen der Zeit wieder Ruhe und Ordnung, den Trost einer verlässlichen Konstanz bringt. Der Pfarrer möchte die Gemeinde in Bewegung setzen, damit sie die „missionarische oder sozialdiakonische Dienstgruppe“ werde, von der in den ökumenischen Arbeitspapieren viel Wegweisendes zu lesen steht<sup>122</sup>. Man vertraut ihm aber, weil er das Recht der ererbten Güter verbürgt.

Auch an dieser Stelle zeigt sich, wie entwicklungsgeschichtliche Deutungen in die Irre führen. Es ist ja nicht erst „heute“ so, dass die Menschen lieber Hilfe erhalten als Lehre. Vilhelm Moberg stellt nach eingehenden Quellenstudien die Begegnung eines schwedischen Bauern mit seinem Gemeindepfarrer im letzten Jahrhundert dar und macht klar, dass die Menschen sich auch „früher“ nur ungern eine wegweisende Lebensdeutung von ihrem Pfarrer angehört haben<sup>123</sup>. Auch Gott-helfs „Uli der Knecht“ gibt der helfenden Präsenz des Pfarrers einen deutlichen Vorzug vor seiner belehrenden Tätigkeit im Konfirmandenunterricht<sup>124</sup>. Schon die biblischen Propheten beklagen, dass Israel zwar die Hilfe Gottes begehrt, sich von ihm aber nicht belehren lassen will.

Die Bürgschaft, die von den Pfarrern zu leisten ist, steigert sich an einem Punkt ins Absurde: er soll das Recht und die Wahrheit dessen verbürgen, was man „die Kirche“ nennt. Der Pfarrer steht im Mittelpunkt aller Erwartungen an die Kirche, ja, er *ist* für die Mitglieder *die* Kirche. „Kirche, das ist für die Mitgliedschaft: *Der Pfarrer*, was er ist und darstellt, was er vollzieht und auch – in einigem Abstand – was er sagt“<sup>125</sup>. „Trotz aller ekklesiologischen und ideologischen Kritik an der *Pastorenkirche*, trotz der Beteiligung der Pastoren selbst an

---

nicht dieses Primat im Geschmack der Kirchenglieder, sondern dass sich diese Tendenz mit dem Zahlenmaterial kaum belegen lässt.

<sup>121</sup> A.a.O., S. 159

<sup>122</sup> Lange verweist auf die ernüchternden Beobachtungen Trutz Rendtdorffs über die „Kerngemeinde“ (a.a.O., S. 151); vgl. zur ökumenischen Zielsetzung etwa das Programm Hoekendijks und die kritische Würdigung durch M. Herbst (Missionarischer Gemeindeaufbau, S. 177ff.), insbesondere die abschliessende Feststellung, dass es die in den Papieren vorausgesetzte und zu sendende Gemeinde nicht gibt (ebd. S. 197).

<sup>123</sup> Vgl. Utvandrarna, Stockholm 1973, S. 196f.

<sup>124</sup> 11. Kapitel, in der Ausgabe W. Muschgs, Basel 1948, S. 147f.

<sup>125</sup> Predigen als Beruf, S. 149.

dieser Kritik, trotz einer nun fünfzig Jahre lang währenden ‚Publikumsbeschimpfung‘ von vielen Kanzeln hält die volkskirchliche Mitgliedschaft an dieser *Pastorenorientierung* vorerst fest.“<sup>126</sup> Diese Konzentration auf die Pfarrer hat nicht nur die Folge, dass man ihnen alles Gute zurechnet, was die Kirche als Kirche zu leisten vermag, sondern ebenso, dass sich alle Wünsche und Forderungen, was die Kirche zu leisten hätte, in concreto auf die Pfarrer beziehen. Was die Pfarrer selber, ihre akademischen Lehrer und die kirchlichen Verwaltungsbehörden an wünschenswerten Verbesserungen des kirchlichen Lebens zu erkennen meinen, schlägt sich nieder in Forderungen an die Pfarrer. Der Pflichtenkatalog des Pfarrers hat ein einziges Merkmal, schreibt Lange: „Er wird immer länger, und zwar in dem Masse, in dem die Institution thematisch und organisatorisch im Prozess des ‚aggiornamento‘ fortschreitet.“<sup>127</sup> Ja, dieser Pflichtenkatalog ist von Anfang an so unrealistisch gross, dass es dem Pfarrer weitgehend freigestellt ist, welche Pflichten er erfüllt und welche nicht. „Die Freiheit des Pfarrers ist fast ebenso beängstigend wie sein kirchlicher Pflichtenkatalog absurd ist“<sup>128</sup>. Der Grund für diese ins Beliebige ausufernden Anforderungen an die Pfarrer ist der, dass sie mit ihrer Person die soziale Präsenz einer Kirche zu verbürgen haben, von der niemand „genau genug“<sup>129</sup> weiss, was sie ist und wer sie also mit welchen Mitteln auf welche Ziele hin zu einer Realität im Sozialkörper machen soll.

#### Die Krise des Pfarramtes und die Notwendigkeit, „genau genug“ zu wissen

Diese Schwierigkeiten könnten als eine Mühsal erscheinen, wie viele Berufe sie zu tragen haben, aus denen Herausforderungen erwachsen, die neue Kräfte freisetzen. Für Ernst Lange scheinen diese Nöte zuletzt nicht mehr von dieser Art gewesen zu sein.<sup>130</sup> 1972 wurde er eingeladen, in der „Theologischen Woche“ in Bethel einen Vortrag zu halten zum Thema „Glaube und Anfechtung im Alltag eines Gemeindepfarrers“. Im Verlauf dieser Ausführungen steigert er seine Beobachtungen zu einer Klage, in der die akademische Sachlichkeit die persönliche Not kaum mehr zu verdecken vermag.

Lange beschreibt das Leiden eines Gemeindepfarrers, der erleben muss, wie sein Tun und Schaffen wirkungslos bleibt. Er spürt, dass seine Zeitgenossen „der orientierenden und motivierenden Kräfte in der Überlieferung des Glaubens wo-

---

<sup>126</sup> A.a.O.

<sup>127</sup> A.a.O., S. 145f.

<sup>128</sup> A.a.O., S. 147

<sup>129</sup> Zu dieser Formulierung Langes s. u. Anm. 146

<sup>130</sup> Er meldet ausdrücklich Vorbehalte an gegen „die triumphalistische Leichtigkeit“, mit der man in der „binnenkirchlichen“ Sprache das Wort „challenge“ verwende (a.a.O., S. 171).